

Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Salieri: „La Follia“-Variationen; **Hummel:** Doppelkonzert G-Dur; **Vorisek:** Sinfonie D-Dur; Mirjam Contzen, Herbert Schuch, WDR Sinfonieorchester, Reinhard Goebel (2019); Sony Classical

Es war eine gute Idee von Reinhard Goebel, den zahlreichen Veröffentlichungen im Beethoven-Jahr nicht noch einen weiteren Sinfonien-Zyklus hinzuzufügen, sondern sich konsequent mit den (zu) wenig gespielten Zeitgenossen des Jubilars auseinanderzusetzen. Und wie groß die stilistische Spannbreite von Werken sein kann, die innerhalb weniger Jahre entstanden, zeigt diese dritte Folge von „Beethoven’s World“ aufs Schönste.

Das früheste Werk, ein 1804 komponiertes Doppelkonzert für Violine und Klavier des damals 26-jährigen Franz Hummel, zeigt den Komponisten als gelehrigen Schüler Mozarts. Was dem Werk an stilistischer Eigenständigkeit fehlen mag, macht es durch Frische der Thematik und Unbekümmertheit des Ausdrucks wett – beides mustergültig in Szene gesetzt von den Solisten Mirjam Contzen und Herbert Schuch. Salieris „La Follia“-Variationen dirigiert Reinhard Goebel regelmäßig. Wie nicht anders zu erwarten, hat er die komplette Version eingespielt (mit 26 statt 25 Variationen), und er bleibt dem Werk nichts schuldig – weder seine für die Entstehungszeit (1815) außergewöhnliche Farbenpracht noch den theaterhaften Gestus.

Den Höhepunkt der CD bildet die D-Dur-Sinfonie des früh verstorbenen Böhmen Jan Václav Voříšek – ein Meisterwerk, das bereits in die Romantik vorausweist. Viele frühere Aufnahmen des Werks sind nicht mehr erhältlich, doch Reinhard Goebel braucht ohnehin keine Konkurrenz zu fürchten. Er erweist sich als kompetenter, vor allem aber inspirierter Sachwalter des Werks – mit einer temperamentvollen, spannungsgeladenen, aber nie ruppigen Interpretation der lohnenswerten Partitur; das WDR Sinfonieorchester erweist sich dabei als idealer Partner.

Thomas Schulz

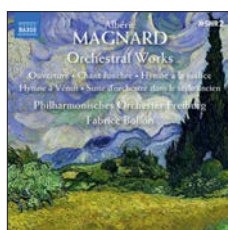


Musik
★★★
Klang
★★★★

Beethoven: Sinfonien Nr. 5 u. 7; NDR Radiophilharmonie, Andrew Manze (2019); Pentatone (SACD)

Andrew Manze und die NDR Radiophilharmonie haben wunderbare Aufnahmen vorgelegt mit Musik von Mozart, Haydn, Mendelssohn. Mit Beethoven tun sie sich schwer. Manze hat Schwierigkeiten, die Innenspannung dieser Musik zu erfassen, ihre Richtung, die immer auf Entwicklung zielt. Schwerfällig zieht der erste Satz der Fünften vorüber, theatralische Effekte wie der pochende Einsatz der Hörner zu Beginn des Scherzos werden verschenkt. Die Siebte mag nie recht tanzen, das lakonische Ostinato im langsamen Satz trottet nuschelnd vor sich hin. Zähe Tempi knüpfen an romantische Aufführungstraditionen an.

Clemens Haustein

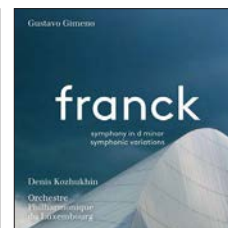


Musik
★★★★
Klang
★★★★

Magnard: Sinfonien Nr. 1 u. 2; Philharmonisches Orchester Freiburg, Fabrice Bollon (2018/19); Naxos

Erst seit gut zwanzig Jahren werden die Sinfonien des französischen Spätromantikers Albéric Magnard auf CD wiederentdeckt. Und das, obwohl sie zu den bemerkenswertesten ihrer Zeit gehören. Hört man der Ersten (1890) noch den Einfluss Wagners an, so hat Magnard in der Zweiten (1893/96) schon seine eigene, jetzt weniger pathetische Sprache gefunden. Fabrice Bollon und das Freiburger Orchester geben uneitle, konzentrierte, kompetente Vorstellungen. Freilich ist der Kopfsatz der Zweiten nicht ganz so „animé“ und deren Finale kantiger gespielt als bei Jean-Yves Ossonce (Hyperion 1997).

Andreas Friesenhagen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

Franck: Sinfonie d-Moll, Symphonische Variationen für Klavier und Orchester; Denis Kozhukhin, Orchestre Philharmonique du Luxembourg, Gustavo Gimeno (2019); Pentatone (SACD)

Ein „weniger breitschultriges“ Werk hätte sich Claude Debussy gewünscht, nachdem er die d-Moll-Sinfonie von César Franck gehört hatte. Ansonsten war Debussy von diesem Werk von „Väterchen Franck“ sehr angetan. Hätte er die Aufnahme von Gustavo Gimeno kennenlernen können mit dem Orchestre Philharmonique du Luxembourg, dann wäre sein Glück vielleicht komplett gewesen. Denn breitschultrig klingt hier nichts. Die Luxemburger pflegen einen feinen Ton: leicht, durchsichtig, vibratoarm. Besonders im zweiten Satz fällt diese Sparsamkeit im Umgang mit dem Vibrato auf. Das große Solo zu Beginn im Englischhorn wird nahezu gerade geblasen und damit wohl im Stil der Uraufführung von 1889, als das Vibrieren bei Bläsern noch weithin unüblich war.

Diese Art solistischer Rücknahme ermöglicht erst die Entdeckungen, die Gimeno in der Sinfonie macht: den Farbenreichtum, der dieses Stück auszeichnet und der vom dunklen Ocker der tiefen Bläserstimmen bis zum lichten Gelb der hohen Streicher und der Harfe reicht. Auch erscheinen so gespielt die komplexen Modulationen des Organisten Franck nicht wie schwergängige Wälzbewegungen einer Riesenschlange, sondern wie Atmosphärewechsel, die letztlich auch wieder in den Bereich der Farbigkeit zielen.

Das Stück erweist sich dabei als unbedingt aufführens-wert, genauso wie die Symphonischen Variationen mit Klavier, die noch seltener zu hören sind. Auch hier betören das feine Spiel der Orchesterfarben und die poetische Art, mit der Orchester und Soloinstrument in ein dezent geführtes Zwiegespräch treten. Der Pianist Denis Kozhukhin ist hier ein kongenialer Partner, weil auch ihm alles Breitschultrige in der Wiedergabe romantischer Musik fremd ist.

Clemens Haustein

Der bedeutendste britische Dirigent

Aufnahmen von John Barbirolli aus den Jahren 1928 bis 1970 auf 109 CDs

Vor fünfzig Jahren, am 29. Juli 1970, starb mit John Barbirolli der vielleicht bedeutendste aller britischen Dirigenten. Knapp zwei Wochen vor seinem Tod hatte er mit dem Hallé Orchestra noch „Appalachia“ und „Brigg Fair“ von Frederick Delius eingespielt. Als die LP im Jahr darauf erschien, würdigte Produzent Suvi Raj Gubb den Dirigenten als einen, der es liebte, Schallplatten zu machen, und dabei zu höchster Form auflief. Diese Form ist den meisten seiner Aufnahmen anzuhören.

Barbirollis Vermächtnis auf Schallplatte ist immens. Gearbeitet hat er mit vielen Labels, doch war es die Kooperation mit HMV/EMI, die die tiefsten Spuren hinterlassen hat. Diese Aufnahmen sind in der zu seinem Todestag veröffentlichten Box versammelt, wo sie nach der Abwicklung der EMI nun freilich unter „Warner Recordings“ firmieren. Mit dabei sind die Produktionen für Pye Records, die inzwischen auch von Warner vermarktet werden.

Angefangen hat alles im Jahr 1927: HMV-Produzent Fred Gaisberg „entdeckte“ den 28-jährigen Barbirolli, als der für Thomas Beecham bei einem Konzert in London einsprang. Gaisberg suchte einen „Hausdirigenten“ zur Begleitung großer Sänger und Instrumentalisten. So entstanden zwischen 1928 und 1936 Platten u. a. mit Fjodor Schaljapin, Beniamino Gigli und Lauritz Melchior, mit Jascha Heifetz, Fritz Kreisler und Artur Schnabel. Die Aufnahme des ersten Klavierkonzerts von Tschaikowsky mit Rubinstein (1932) galt lange Zeit als die definitive Version dieses Werks. Mit anderen Konzertaufnahmen Barbirollis aus diesen Jahren teilt sie ein Brio, das auch in späteren Zeiten selten übertroffen wurde.

Die frühen Aufnahmen trugen wesentlich zu Barbirollis wachsendem Ruhm bei. 1937 wurde er als Nachfolger Arturo Toscaninis Musikdirektor des New York Philharmonic Symphony Orchestra (das heute New York Philharmonic heißt). Sein mäßiger Erfolg beim Publikum dort veranlasste ihn 1943, nach England zurückzukehren, wo er die Leitung des Hallé Orchestra in Manches-



ter übernahm. Er baute das personell unterbesetzte Orchester in kurzer Zeit zu einem konkurrenzfähigen Klangkörper auf, wie schon seine ersten Aufnahmen mit ihm beweisen: 1944 legte er die Plattenpremieren von Arnold Bax' dritter und Ralph Vaughan Williams' fünfter Sinfonie vor, beides Glanzpunkte seiner Diskografie. Niemals wieder wurde der nazarenische Geist im Lento der Vaughan-Williams-Sinfonie so eindringlich beschworen.

Die britische Musik bildete einen Schwerpunkt in Barbirollis Repertoire. Kein Wunder: Mit Größen wie Edward Elgar und Vaughan Williams war er persönlich eng verbunden, als Cellist war er Mitglied des London Symphony Orchestra bei der Uraufführung von Elgars Cellokonzert gewesen. Auch das Oratorium „The Dream of Gerontius“ hatte er unter Elgars Leitung gespielt. Die stattliche Reihe von Elgar-Aufnahmen in dieser Sammlung gibt ein beredtes Zeugnis von dieser speziellen Beziehung.

Und die erschöpft sich eben nicht in der legendären Wiedergabe des Cellokonzerts mit Jacqueline du Pré. Auch Barbirollis „Gerontius“ von 1964 ist allerfeinste Kost, von den Aufnahmen der großen Orchesterwerke nicht zu reden. Seine Deutungen scheinen, verglichen mit denen des anderen großen Elgarianers, Adrian Boult, immer das Quäntchen Leidenschaft mehr zu besitzen. So etwa in der zweiten Sinfonie, wenn man Boult's großartige Aufnahme von 1944 neben Barbirollis zehn Jahre später entstandene und noch etwas großartigere stellt. Ähnliches gilt für Vaughan Williams. Dass Barbirolli neben der Fünf-

ten die Ersteinspielungen der Sinfonia antartica, der achten Sinfonie und des Tubakonzerts besorgte, spricht für sich.

Das nicht-englische Repertoire hat Barbirolli auch auf Platte immer gepflegt. Mahler entdeckte er erst spät für sich, setzte sich aber noch vor dem Boom der 1970er-Jahre vehement für dessen Musik ein. Er konnte bei EMI letztlich nur drei Sinfonien herausbringen, weil das Label Otto Klemperer hier den Vortritt ließ. Mit der ersten Sinfonie nahm Barbirolli schon 1957 seinen ersten Mahler für Pye auf, der aber noch nicht sehr signifikant ist. Ganz anders die Fünfte aus dem Jahr 1969: eine große Interpretation, die noch immer zu den besten zählt. Dass Mahler für Barbirolli eine Herzensangelegenheit war – hier ist es zu hören. Auf dem Weg dorthin legte er eine Neunte vor, die durch die entfesselte Polyphonie geradezu expressionistisch wirkt, und eine pom-pöse, breit angelegte Sechste.

Die Brahms-Sinfonien, die er 1966/67 mit den Wiener Philharmonikern einspielte, tendieren zu einer gesanglich-geklärten Haltung und wurden vielleicht deshalb nie besonders geschätzt. Anerkannt ist Barbirollis Leistung indes bei Sibelius. Hier erreichte er eine fast ideale Verbindung von Klarheit und Intensität, die bisweilen an Entfesselung grenzen konnte, wie etwa in der Mono-Aufnahme (1952) der zweiten Sinfonie.

Die Ausstattung der Box ist spartanisch: Tracklistings und Aufnahmedaten finden sich nur auf den CD-Papphüllen, und zwar in unangenehm filigranem Druck. Ein Register der Aufnahmen immerhin bietet das Booklet, führt einige aber als CD-Premieren an, die es schon länger auf CD gibt. Bemerkenswert ist schließlich, dass die Aufnahmen neu remastert wurden. Gerade bei den Mono-Aufnahmen hat man die alten EMI-Remasterings allerdings nicht übertroffen. Der Klang wurde aufgehellt, wirkt strahlender, aber auch kälter, schärfer.

Andreas Friesenhagen

Sir John Barbirolli. The Complete Warner Recordings (1928-1970); Warner (109 CDs)



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

The Cleveland Orchestra. A New Century. Werke von Beethoven, Varèse, Staud, Strauss, Deutsch, Prokofjew; The Cleveland Orchestra, Franz Welser-Möst (2017-19); TCO (3 SACDs)

Vor zwei Jahren beging das Cleveland Orchestra, eins der „Big Five“ in den USA, sein hundertjähriges Bestehen. Ihr nächstes „Jahrhundert“ läuten die Clevelander nun mit der Gründung eines eigenen CD-Labels ein, auf dem fortan ausgewählte Konzertmitschnitte erscheinen sollen. Die erste Veröffentlichung ist schon recht imposant: In einem aufwendigen Schubert findet sich neben drei SACDs eine 150 Seiten starke Hochglanz-Broschüre, in der kräftig Werbung für das Orchester und seinen Musikdirektor Franz Welser-Möst gemacht wird.

Auch die präsentierte Musik hat es in sich. Nicht zuletzt wegen der Ton-technik: Selten hat man ein Orchester so detailliert, so brillant und dabei so natürlich auf Tonträger hören können. Aber auch das unorthodoxe Programm und die Aufführungen selbst machen Spaß: Beethovens Streichquartett op. 132 erscheint mit Streichorchester gespielt (die Kontrabässe verdoppeln stellenweise die Celli) noch avantgardistischer als in seiner Urgestalt. Wobei der Mitschnitt den Streichern des Orchesters ein glänzendes Zeugnis ausstellt. Und die dritte Sinfonie von Prokofjew: Welser-Möst hält das Dämonische immer knapp unter einer verführerisch schillernden Oberfläche, lässt es gefährlich brodeln, ohne die Contenance zu verlieren. In Richard Strauss' „Aus Italien“ gelingt es ihm, die Längen und sogar das „neapolitanische“ Finale des Frühwerks erträglich zu machen.

Was wäre ein „New Century“ ohne Musik unserer Zeit? Die Stücke der Österreicher Johannes Maria Staud und Bernd Richard Deutsch treiben mit dem Orchester einen großen Aufwand, dem allerdings ein kaum annähernd vergleichbarer Gehalt gegenübersteht: dekorativ-postmoderne Floskelkunst, wegen fehlenden Profils verzichtbar.

Andreas Friesenhagen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Mahler: Sinfonie Nr. 7; Minnesota Orchestra, Osmo Vänskä (2018); BIS (SACD)

Mit den ersten Folgen seines Mahler-Zyklus mit dem Minnesota Orchestra hat Osmo Vänskä bei der Kritik bislang wenig Applaus einsammeln können. Das könnte sich nach dieser Veröffentlichung der Sinfonie Nr. 7 ändern. Woran es Vänskäs Mahler-Dirigaten bislang gelegentlich mangelte, ist die Eröffnung der metaphysischen Dimensionen der Musik. Vänskäs Mahler ist auch kein Fest der großen Emotionen. Nun ist die Siebte relativ frei von Metaphysik, und auch Emotionen werden eher in Führungszeichen zelebriert. Vielleicht liegt sie Vänskä daher besonders gut.

Sicherlich ist die Einspielung auch deswegen so gelungen, weil Vänskä Mahlers Primat der Deutlichkeit beispielhaft befolgt. In Vänskäs Interpretation des „Lieds der Nacht“ (so wurde die Sinfonie früher gelegentlich genannt) ist nicht nur die Partitur bis ins kleinste instrumentale Detail ausgeleuchtet, es gelingt dem Dirigenten auch, die zahlreichen harmonischen Schattierungen eins zu eins abzubilden.

Die dynamischen Akzente in den Mittelsätzen sitzen punktgenau: Man wird lange suchen müssen, um eine derart irrlichternde und sinistre Wiedergabe des „schattenhaften“ Scherzos zu finden, und selbst die vordergründig so serenadenhaft gemütliche zweite Nachtmusik weiß in Vänskäs Deutung kleine Nadelstiche zu setzen. Andererseits finden sich an keiner Stelle Übertreibungen oder Dämonisierungen; unter dem Strich dominiert der „heitere Charakter“, den Mahler selbst diesem Werk attestierte. Folgerichtig versucht Vänskä auch nicht, wie viele seiner Kollegen, das Finale als Parodie zu gestalten. Der Satz gewinnt dadurch. Eine interpretatorisch wie klanglich hervorragend gelungene Aufnahme!

Thomas Schulz



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Schönberg: Pelleas und Melisande, Erwartung; Sara Jakubiak, Bergener Philharmoniker, Edward Gardner (2019); Chandos

Kaum war beim Abschlusskonzert des Bergen Festivals 2019 der letzte Ton von Gustav Mahlers „Lied von der Erde“ verklungen, da lagen auf den Pulten des Philharmonischen Orchesters zwei gewichtige Schönberg-Partituren. Vom längst abgereisten Auditorium unbeachtet, machte sich nur wenige Tage später der norwegische Traditions-Klangkörper mit seinem auf Internationalität setzenden Chefdirigenten Edward Gardner an die Einspielung zweier nur selten gespielter wie auch eingespielter Werke, die – im Abstand von sechs Jahren entstanden – das dies- wie jenseitige Grenzland der Tonalität abstecken: die als großer Zyklus angelegte sinfonische Dichtung über Pelleas und Melisande (1902/03) und die einaktige, als Monodrama gestaltete „Erwartung“ (1909).

Entstanden ist eine von orchesterlicher Seriosität und Brillanz getragene Einspielung, die im ersten Moment kaum einen Wunsch offen lässt. So wäre von individuellen Stärken zu berichten, einer in den Bläsern wunderbar ausgehörten Intonation, weit gezogenen Bögen und einem klanglich beängstigend auf die Pelle rückenden orchestralen Pressing. Und dennoch fehlt mir am Ende jenes Quäntchen, mit dem eine perfekte Einspielung auch berührt, in diesem Fall vielleicht sogar auch aufwühlt. Dies gilt kaum weniger für die anspruchsvolle „Erwartung“ – als musikalisch kommentierte psychische Ausnahme-situation einer durch den Wald irrenden verzweiferten Frau. Auch hier wird die Partitur mit Sara Jakubiak auf allerhöchstem Niveau realisiert. Und doch fehlt mir das Bezwingende des Moments, die Authentizität der Situation, bei der nicht nur das Notierte, sondern der Ausdruck gestaltet wird. Insofern wirkt die Einspielung auf mich bei allen unbestreitbaren Qualitäten unpersönlich.

Michael Kube



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Zemlinsky: Die Seejungfrau; Nederlands Philharmonisch Orkest, Mark Albrecht (2018); Pentatone

Bis heute ist unklar, weshalb Alexander von Zemlinsky die Partitur seiner Sinfonischen Dichtung „Die Seejungfrau“ nach der eigentlich recht erfolgreichen Uraufführung 1905 und zwei weiteren Darbietungen kaum mehr zur Kenntnis genommen hat. In einem Werkverzeichnis, das er 1910 für seinen Verlag, die Wiener Universal Edition, erstellte, erwähnt er die Komposition nicht, und bei seiner Flucht 1938 ins US-amerikanische Exil nahm er lediglich die zwei letzten Sätze mit, der erste verblieb in Wien. Deshalb realisierte die Wissenschaft erst in den 1980er-Jahren, dass die drei Sätze zusammengehören. In dieser Fassung kam die „Seejungfrau“ unter Leitung des Dirigenten und Musikforschers Peter Gülke 1984 erstmals wieder zur Aufführung.

Zemlinsky bezieht sich auf Hans Christian Andersens bekanntes Märchen „Das Meerfräulein“ und legte den verschiedenen Abschnitten Szenen aus diesem Text zugrunde. Trotzdem handelt es sich nicht um Programmmusik; es sind eher Stimmungen und Gefühlswelten, die Zemlinsky aufgreift und mit einer opulenten Harmonik und oft ungewöhnlichen Klangfarben umsetzt. Die drei gewichtigen Sätze zeigen eine weitgehend sinfonische Anlage mit einem äußerst bewegten Scherzo zwischen zwei eher ruhigen Sätzen. Das ist Wiener Fin de siècle-Musik vom Feinsten, mit einem ausgeklügelten Sinn für dramaturgische Verläufe, wie sie der routinierte Opernkomponist Zemlinsky bestens beherrschte. Dabei bleibt die Musik immer dezent und hat nichts von der Raubeinigkeit eines Richard Strauss. Mark Albrecht betont das Zarte, Filigrane dieser Partitur, das Elegante des Orchestersatzes. Vor allem die häufig fast schwebend wirkenden Bläserpassagen mit ihren ungewöhnlichen Glissando-Effekten, etwa im Scherzo, gelingen ihm dabei ganz ausgezeichnet.

Martin Demmler



Musik
★★★★
Klang
★★★★★

Dohnányi: Der Schleier der Pierrette; ORF Rundfunk-Sinfonieorchester Wien, Ariane Matiakh (2019); Capriccio

In den Jahren um 1900 kam die Pantomime mit Musik in Mode, nachdem man sich an den großformatigen, opulenten Balletten ein wenig satt gesehen hatte. Diese neue Form bot intimere Möglichkeiten des Ausdrucks und mehr neuartige körperliche Bewegungsabläufe als der klassische Tanz. Einer, der sich gleich mehrfach mit diesem Genre auseinandersetzte, war der Wiener Dichter Arthur Schnitzler. Es dauerte allerdings einige Zeit, bis er Ernst von Dohnányi dazu bewegen konnte, sich eines seiner Projekte anzunehmen. Nach der Uraufführung 1910 avancierte „Der Schleier der Pierrette“ jedoch rasch zu einem der meistgespielten Werke des Komponisten.

Es ist heute nur noch schwer vorstellbar, dass der Hochzeitswalzer aus dieser Pantomime einst eine ähnliche Beliebtheit genoss wie die Walzerfolge aus Richard Strauss' „Rosenkavalier“ und einer der Klassiker im traditionellen Wunschkonzert war. Die Bühnen rissen sich geradezu um das Werk, das innerhalb weniger Jahre in Berlin, Prag, Budapest und Moskau aufgeführt wurde. Schnitzler skizzierte hier ein blutiges Dreiecksdrama um Verrat, Tod und Wahnsinn in der Sphäre der Commedia dell'Arte. Die Walzerseligkeit dieser Partitur steht also in denkbar schärfstem Kontrast zu der tragischen Handlung, was der Regie viele ungewöhnliche Möglichkeiten eröffnete.

Die junge französische Dirigentin Ariane Matiakh betont in dieser ersten Gesamtaufnahme des Werkes den Wiener Charme dieser Partitur, die aus zumeist kurzen, oft tänzerischen Szenen besteht. Das ist klanglich fein ausbalanciert, mit viel Sinn für die theatralischen Effekte Dohnányis. Diese mitreißende Musik hätte sicher auch als Begleitung zu einem Stummfilm, der damals allerdings noch in den Kinderschuhen steckte, für Furore gesorgt.

Martin Demmler

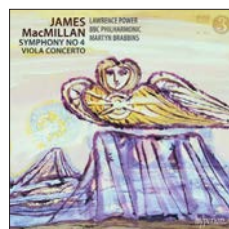


Musik
★★★★
Klang
★★★★

Flury: Der magische Spiegel, Kleine Ballettmusik; Nürnberger Symphoniker, Paul Mann (2019); Toccata

Diese Ballettmusiken von Richard Flury (1896-1967), die 1954 bzw. 1925/26 entstanden, besitzen die eingängige Prägnanz und den tänzerischen Schwung, den man erwarten mag, demonstrieren aber auch das Geschick des schweizerischen Komponisten, die orchestrale Farbigkeit anschaulich und fantasievoll ins Werk zu setzen. Die spätromantisch gefärbte Musik ist unterhaltsam, durchaus abwechslungsreich und immer prägnant durchgestaltet, sodass sie auch als solide komponierte Orchestermusik überzeugt. Paul Mann besitzt mit den tadellos musizierenden Nürnberger Symphonikern das richtige Gespür für gleichsam dramaturgische Pointierungen.

Giselher Schubert

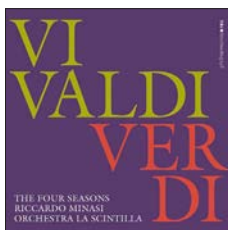


Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

MacMillan: Sinfonie Nr. 4, Violakonzert; Lawrence Power, BBC Philharmonic; Martyn Brabbins (2020); hyperion

Die 2015 fertiggestellte vierte Sinfonie des Schotten James MacMillan (Jg. 1959) zeigt die überragenden kompositorischen Fähigkeiten des gläubigen Katholiken in allen Facetten. Das einsätzige, gut 40 Minuten dauernde, groß besetzte Werk zieht nahezu alle orchestralen Klangregister, darin – sowie in seiner Spiritualität – der Musik Bruckners nicht unverwandt. Auch das 2013 geschriebene Violakonzert möchte man in der von Widmungsträger Lawrence Power ebenso luziden wie leidenschaftlichen Lesart spontan als ein modernes Urbild der Gattung bezeichnen.

Burkhard Schäfer

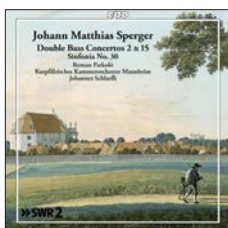


Musik
★★★★
Klang
★★★★

Vivaldi: Die vier Jahreszeiten; **Verdi:** Die vier Jahreszeiten; Riccardo Minasi, Orchestra La Scintilla (2019); Philharmonia Records

Verdis „Vier Jahreszeiten“ sind Teil seiner Oper „Die sizilianische Vesper“ und stellen deren für die Pariser Oper des 19. Jahrhunderts obligatorische Balletteinlage dar. Das halbstündige Divertissement bezeugt Verdis Fähigkeiten als Instrumentator und erklingt hier umso farbenreicher, weil das Orchester auf zeitadäquatem Instrumentarium musiziert. Riccardo Minasi beweist eine leichte Hand für Agogik und Phrasierung, ebenso in Vivaldis unverwüthlichem Konzertenquartett, das er mit solider Technik und klanglicher Fantasie zum Leben erweckt.

Carlos María Solare



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Sperger: Kontrabasskonzerte Nr. 2 u. 15, Sinfonia Nr. 30; Roman Patkoló, Kurpfälzisches Kammerorchester Mannheim, Johannes Schlaefli (2017); cpo

Der Virtuosität sind auf dem Kontrabass Grenzen gesetzt, sollte man meinen. Roman Patkoló aber belehrt uns mit den Konzerten der Kontrabass-Lichtgestalt des 18. Jahrhunderts, des in Ludwigslust tätigen Johannes Matthias Sperger, eines Besseren. Er lässt die auf höchstem Niveau komponierten Konzerte kräftig, schillernd und subtil leuchten. Das Kurpfälzische Kammerorchester Mannheim kristallisiert die Stärken von Spergers Musik auch in der souverän gesetzten, von dramatisch-opernhaftem wie auch sinfonischem Geist geprägten, hier erstmals eingespielten Sinfonie Nr. 30 G-Dur heraus.

Elisabeth Richter



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Beethoven: Tripelkonzert op. 56, Sinfonie Nr. 7; Anne-Sophie Mutter, Yo-Yo Ma, Daniel Barenboim, West-Eastern Divan Orchestra (2019); Deutsche Grammophon

Es war ein Workshop von jungen Musikern aus Israel und Palästina in Weimar, aus dem 1999 das West-Eastern Divan Orchestra hervorging. Kaum jemand hatte erwartet, dass dieses besondere Orchester dauerhaft zu einem weltweiten musikalischen Botschafter im Dienste der kulturellen Verständigung und des Friedens werden würde, wie es sich heute darstellt. Unter seinem künstlerischen Leiter Daniel Barenboim wurde die Institution zum Erfolgsmodell, zu einem Hoffnungsschimmer.

Zum 20-jährigen Jubiläum präsentiert sich das Orchester mit einem zugkräftigen Trio von Starsolisten in Beethovens Tripelkonzert. Natürlich liegt der Fokus hier auf den Solostreichern, die in dem Werk eine herausragende Rolle spielen und dem Klavier etwas die Schau stehlen. Spannend ist diese Aufführung allemal, wenn auch nicht perfekt homogen, denn Anne-Sophie Mutter und Yo-Yo Ma sind eben starke Individuen mit sehr eigenem Klangprofil. Barenboim dirigiert und vermittelt vom Klavier aus, das Orchester ist eher Nebenauftritt und wird im hallreichen und etwas diffusen Klangbild auch nicht sonderlich gut in Szene gesetzt. Der melodisch eingängige zweite Satz geht, zeitverloren und nostalgisch zelebriert, episch in die Breite. Im Finale gibt es hochfahrende, extrem zugespitzte Soli zu bestaunen. Eine markante Interpretation mit einem Hang zur Extravaganz.

In Beethovens Siebter hat dann das Orchester seinen großen Auftritt, es wird von Barenboim in souveränem Umgang mit den Tempi zu einer majestätisch-klangmächtigen Interpretation geführt, die wirklich beeindruckt. Alles klingt dezidiert ausformuliert, nichts überstürzt. Eine durchweg überzeugende Dramaturgie und schönes Orchesterspiel!

Norbert Hornig



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Vieuxtemps: Werke für Violine und Orchester; Reto Kuppel, Kirill Bogatyrev, Qatar Philharmonic Orchestra, Marcus Bosch (2019); Naxos

Diese Aufnahme mit raren Werken für Violine und Orchester von Henri Vieuxtemps ist eine verdienstvolle diskografische Bereicherung zum 200. Geburtstag des belgischen Geigers und Komponisten in diesem Jahr. Reto Kuppel, der bei Naxos auch schon eine Vieuxtemps-CD mit Solowerken vorgelegt hat, profiliert sich als geigerisch gediegener Interpret und setzt Stücke wie die Fantaisie op. 21 „Souvenir de Russie“ oder die „Hommage à Paganini“ op. 9 effektiv ins rechte Licht. Ein Fundstück ist das „Duo brillant“ op. 39, ein kleines Doppelkonzert für Violine, Cello und Orchester.

Norbert Hornig

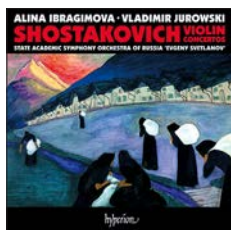


Musik
★★★
Klang
★★★

Rachmaninow: Klavierkonzert Nr. 3; **Tschaikowsky:** Nocturne; Behzod Abduraimov, Concertgebouworkest, Valery Gergiev (2017); RCO

Behzod Abduraimov gelingt mit dem vorzüglichen Concertgebouworkest eine klangschöne Interpretation von Rachmaninows Drittem. Abduraimov geht das Allegro ma non troppo eher gemächlich an, wartet dann aber mit mitreißenden Steigerungen auf. Klavier und Orchester sind eng verwoben, wirken jedoch etwas fern. Ins Spitzenfeld der Aufnahmen kann Abduraimov aber nicht einziehen. Weder erreicht er Rachmaninows individuelle Phrasierungskunst, noch Horowitz' überbordende Virtuosität noch Volodos' lyrische Transparenz. Nicht jedes schöne Konzert wird zur großen Aufnahme.

Gregor Willmes



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Schostakowitsch: Violinkonzerte Nr. 1 u. 2; Alina Ibragimova, Staatliches Russisches Akademisches Sinfonieorchester „Evgeny Svetlanov“, Vladimir Jurowski (2019); hyperion

Mit einem Repertoire, das gern auch einmal den Mainstream verlässt, hat sich Alina Ibragimova bei Hyperion eine ansehnliche Diskografie aufgebaut, auf einem konstant hohen künstlerischen Niveau. Dazu gehören u. a. die beiden Violinkonzerte von Nikolai Roslavets, einem wenig aufgeführten Komponisten der russischen Avantgarde der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Jetzt ist Dmitri Schostakowitsch hinzugekommen, und hier nicht nur das populäre erste Violinkonzert, sondern auch das bisher wenig beachtete, ebenfalls für David Oistrach geschriebene Schwesterwerk von 1967. Immer mehr Geiger interessieren sich für dieses späte Konzert, das introvertierter und weniger äußerlich daherkommt und wohl deshalb nicht so häufig im Konzert erklingt. Wo man auch hinhört, Alina Ibragimova profiliert sich als hoch expressive Geigerin mit fein schattierendem Ton, der auch eine große dynamische Spannweite kennt. Immer wieder nimmt sie sich zurück in extremes Pianissimo, einen Flüsterton an der Hörschwelle, etwa im „Nocturne“ des ersten Konzertes. Im Kontrast dazu gibt es messerscharfe Präzision, motorisches Drängen und explosiven Zugriff wie im Finale, der „Burleske“. Der Übergang in diesen furiosen Satz wirkt sehr effektiv als Kontrasterlebnis nach der epischen „Passacaglia“ und der langen Kadenz.

All diese gestalterischen Parameter werden auch im zweiten Konzert wirksam, das ebenso zum Hörerlebnis wird. Dieses Changieren zwischen vergrübelter Intimität und flammender Expressivität ist auch hier ausdrucksbestimmend. So nimmt das eher sperrige, nicht ganz leicht zugängliche Werk vollends gefangen. Orchester und Dirigent gestalten auf Augenhöhe mit, Klangbalance und Transparenz sind vorbildlich!

Norbert Hornig



Musik
★★★★
Klang
★★★★

City Lights. Werke von Chaplin, Bach, Legrand, Siegel, Strauß, Morricone, Piazzolla u. a.; Lisa Batiashvili, Katie Melua, Till Brönner, Miloš Karadaglić, Maximilian Hornung u. a., RSBerlin, Georgische Philharmoniker, Nikoloz Rachveli; DG

Diese CD überrascht, denn den Namen Lisa Batiashvili verbindet man vor allem mit dem „klassischen“ Violinrepertoire. Hier schlüpft die Geigerin in eine ganz andere Rolle. Sie ist die verlockende Protagonistin eines auf städtische Metropolen bezogenen Musikpanoramas, angesiedelt in der bunten Sphäre von Filmmusik, Crossover, „leichter“ Klassik und Weltmusik. Ein Album, das interpretatorisch niveauvoll den musikalischen Mainstream bedient. Hier soll ganz offensichtlich ein breiteres Publikum angesprochen werden, mit „Klassik light“ gewissermaßen.

Norbert Hornig



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Piazzolla: Cuatro Estaciones Portenas (Arr. Wienhardt); **Vivaldi:** Die vier Jahreszeiten; Arabella Steinbacher, Münchener Kammerorchester (2018); Pentatone

Vivaldis „Vier Jahreszeiten“ und kein Ende. Auch Arabella Steinbacher hat den barocken Evergreen jetzt aufgenommen. Für sich, für die Fans, wie auch immer. Auf gutem Niveau sicherlich, aber bei Vivaldi haben dann doch andere die Marken gesetzt, überaus kreativ und maßstabsetzend etwa Giuliano Carmignola. Von größerem Reiz ist Piazzollas neuzeitlicher Blick auf die Jahreszeiten. Es erklingt hier ein Arrangement des ursprünglichen Tango-Quintetts von Peter von Wienhardt. Engagiert, emotional und mitreißend interpretiert.

Norbert Hornig



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Vasks: Konzert für Viola und Streicher, Sinfonie für Streicher „Stimmen“; Maxim Rysanov, Sinfonietta Riga (2018); BIS (SACD)

Für den studierten Kontrabassisten Pēteris Vasks (*1946) ist das Streichorchester ein vertrautes Medium, mit dessen (relativer) Armut an Klangfarben er durch geschickte Instrumentalkombinationen und unkonventionelle Spielarten umzugehen in der Lage ist. Charakteristisch für Vasks' Stil sind archaisch wirkende Gesangslinien, die im Zusammenhang mit zeitgenössischen Techniken wie Sonoristik (dem Gebrauch von Klangfarbe als formbildendem Element) und Aleatorik (der Zufall bestimmt die genaue Endgestalt eines Werkes) eingesetzt werden. Vasks' erste Sinfonie entstand während der Unabhängigkeitsbestrebungen der baltischen Republiken 1991. Die „Stimmen“, denen darin Gehör verschafft wird, sind der Stille, dem Leben und dem Gewissen zugeordnet. Vogelrufe, ein Wahrzeichen von Vasks' Musik, sind stellvertretend für das Leben vernehmbar. Das Gewissen spricht mit ersten, rezitativen Phrasen der Unisono-Streicher, nach denen die hellen Klänge des Beginns, der Stille, zurückkehren.

Wie die Sinfonie besteht auch das Violakonzert von 2014 aus großen kontrastierenden Teilen, deren Gliederung sich durch filmartige Schnitte ergibt. Die Soloviola tritt unmerklich aus dem Tutti mit einer ausdrucksvollen Kantiene hervor und führt im zweiten Satz einen hinkenden Tanz an. Zwei große, virtuos gestaltete Kadenzen gliedern das halbstündige Werk und sorgen für instrumentale Brillanz, bevor sich das Ganze in einem Dur-Dreiklang auflöst. In Personalunion als Dirigent und Solist leitet Maxim Rysanov die Aufführungen beider Werke mit sicherer Hand und entlockt dabei seiner Guadagnini-Bratsche süß-schmerzliche Töne, die die Atmosphäre des für ihn geschriebenen Konzertes eindrucksvoll einfangen.

Carlos María Solare